Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 51 (1925)
Heft: 26

Artikel: Frühsommer
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-457721

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRÜHSOMMER

(Z'Bärn)

Luftig, duftig zieht's vorbei,
Farben aller Arten:
Grad als wär' die ganze Stadt
Herrgotts Blumengarten.
Weiß und rot und gelb und blau,
Mädels und auch Frauen;
Man kann gar nicht schnell genug
Ueberallhin schauen.

Luftig, duftig kommt's daher,
Rein zum Atemrauben,
Und der Strümpfe Sonnenbrand
Leuchtet durch die Lauben.
Hell ist alles ringsherum,
Duftet wie nach Flieder:
Selbst die Häuser, altersgrau,
Blicken freundlich nieder.

Luftig, duftig zieht's daher,
Wie ein Strauß von Rosen,
Um den Sommervögel rings
Flattern, küssen, kosen.
Alles prangt in Sommersglut,
Nichts scheint mehr verblichen:
Zeit wär's nur, der Käfigturm
Würde frisch gestrichen.

Fränzchen

Mottenäther

Beim großen Frühjahrsreinemachen stellte es sich zu unser Aller Entsetzen heraus, daß in dem herrlichen Beludschistan, den wir auf der Chaiselongue liegen haben, die Motten saßen. Wer Motten kennt, weiß, was das bedeutet. Für mich ging es um nicht mehr und nicht weniger, als um die Möglichkeit einer Scheidung von meiner heißgeliebten Frau. Wieso? Das ist sehr einfach: Der Beludschistan ist der Stolz meiner Frau. Auf den Stolz einer Frau soll aber ein Mann nie etwas kommen lassen, sonst ist er verloren. Und bei mir waren ausgerechnet Motten drauf gekommen. Ich muß gestehen, daß mir nicht mehr wohl war. Abgesehen von dem unfreiwilligen Verzicht auf den Mittagschlaf — ich habe eine unbändige Scheu vor allem, was da kreucht und fleucht und hätte mich um keinen Pris mehr auf die Chaiselongue gelegt — also davon abgesehen, hatte ich keine gute Stunde mehr zu Hause. Für meine Frau existierte nur noch der Beludschistan. Ich konnte heimkommen, wann ich wollte, so war sie mit ihm beschäftigt. Kochen, Haushalt — Nebensache, ich selbstverständlich auch! Auf die Dauer hält das natürlich kein Mann aus. Ich aß im Restaurant, blieb abends fort: unsere eheliche Gemeinschaft war im schönsten Begriffe, auseinanderzufallen.

Es ist überflüssig zu sagen, daß wir schon alles versucht hatten, was gegen Motten empfohlen wird. Petroleum, Campher, frische Zeitungen (wegen der Druckerschwärze), alles Zusatzgründe für meinen Verzicht auf den Mittagschlaf. Aber es half nichts. Die Motten blieben. Der Beludschistan mußte es ihnen angetan haben. — Da las ich eines Tages in der Zeitung einen glänzenden Vers:

„Motten sterben früher oder später
Durch Doktor Michels Mottenäther."

Man wird verstehen, daß ich, obwohl sonst in solchen Sachen ziemlich empfindlich, diesmal mich keinen Deut um gutes oder schlechtes Versmaß und dergleichen kümmerte, sondern spornstreichs in die Drogerie rannte, ein halbes Dutzend Flaschen von „Doktor Michels Mottenäther" einhandelte und dieselben mit Hilfe eines Taxameters nach Hause schaffte. Den Taxameter nahm ich natürlich nur der Schnelligkeit wegen, nicht etwa um des Gewichtes der sechs Flaschen willen. — Meine Erwartungen wurden nicht betrogen. Seit langem hatte ich von meiner Frau keinen so freundlichen Empfang mehr erfahren und an jenem Abend hätte ich mit keinem Könige getauscht, so gemütlich war's.

Leider nur an jenem Abend. Denn schon am andern Tage war die alte Misère wieder da. Auch Doktor Michels Mottenäther nützte nichts. Die Motten starben nicht. Als nach zwei Tagen die sechs Flaschen aufgebraucht waren, war's mir zu bunt geworden. Ich wappnete mich mit meinem ganzen Zorne und einem handfesten Stocke und ging in die Drogerie. Der Herr, der mich da empfing, schien etwas schwerhörig zu sein, denn er verstand mich nicht gleich. Möglich auch, daß ich mich nicht gleich sehr deutlich ausdrückte, denn ich sprach natürlich zuerst vom Ersatz der Kosten meines bevorstehenden Scheidungsprozesses. Dann aber, als ich ihm rundweg erklärte, sein Inserat sei ein Schwindel und eine Bauernfängerei und eine Vorspiegelung falscher Tatsachen und . . und . . . da begriff er und wurde so glatt, wie das Haaröl, das er unter andern Kosmetika feilhält. Er bäte sehr, das Inserat verspreche durchaus nicht zuviel und er könne für nichts aufkommen. „So," brüllte ich, „aber die Motten sind nicht gestorben, trotz den sechs Flaschen, und was glauben Sie denn, ein Beludschistan . . ." — Der Herr wurde noch glatter, so glatt, daß es keinen Vergleich mehr gibt. Ich möchte das Inserat doch einmal ganz genau, also wörtlich lesen. Bitte, hier stünde klar und deutlich: „. . . sterben früher oder später . . ." Na also, was ich denn eigentlich wolle. Ich solle doch nur erst warten, die Motten würden schon noch sterben, früher oder später. Und er empfehle mir, lieber gleich noch ein Dutzend Flaschen mitzunehmen.

Meine Uhr ist schon längere Zeit beim — hm ja — beim Uhrenmacher, so konnte ich nicht feststellen, wieviel Zeit ich brauchte, um mich von meiner Verblüffung zu erholen. Auch den Grad derselben kann ich nicht näher bezeichnen, aber jedenfalls muß sie außerordentlich gewesen sein, denn als ich nach Hause kam, hatte ich die zwölf Flaschen Mottenäther wirklich bei mir. Glücklicherweise hatte meine Frau ein Einsehen, ja sie lachte sogar, als ich ihr die Unterredung mit dem Drogisten wiederholte und alles löste sich einstweilen in erträglicher Minne auf.

Allerdings, das Mottengespenst steht immer noch über uns und bedroht unsern neugeschlossenen Frieden. Ich habe aber meiner Frau bereits einen Vorschlag zur Güte gemacht: Wenn die zwölf Flaschen — zehn sind schon verbraucht — auch nichts nützen, so räumen wir den Motten das Feld und überlassen ihnen den Teppich als Beute. Der Klügere gibt ja bekanntlich nach. Daß wir einen Hintergedanken dabei haben, sagen wir den Motten natürlich nicht. Denn: einmal müssen sie doch mit dem Teppich fertig werden, und wenn er dann endgültig aufgefressen ist, so müssen die Viecher doch wohl oder übel sterben. Schon damit der Drogist recht bekommt, sonst kriegt er doch noch eine Klage von mir auf den Hals.

Wir aber kaufen uns dann einen neuen Teppich, wenn es auch kein Beludschistan mehr sein wird. Denn auf die Dauer kann ich's ohne Mittagschlaf doch nicht machen . . .

Lothario